

Gruppen durchsetzen können. Das gilt zunächst für die Garantie eines Mindestschutzes für die Individualrechte, aber auch für die Betätigung von Gewerkschaften, Parteien und sonstigen Interessengruppen. Die politische Verwirklichung der Menschenrechte in Lateinamerika wird sich allerdings erst dann feststellen lassen, wenn die

kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Grundprobleme gelöst sein werden und der dabei erzielte Interessenausgleich sich als Konsensbasis für eine demokratische Grundordnung in dem besonderen lateinamerikanischen Kontext verfestigt haben wird.

Josef Thesing

Interview

Was bewegt die Ökumene?

Ein Gespräch mit Lukas Vischer

Die ökumenische Bewegung begeht an Pfingsten in Lausanne die 50. Wiederkehr des Zusammentretens der 1. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung. „Faith and Order“ – wie man diesen wichtigen Zweig der Ökumene seit seinen Anfängen bis heute gern abgekürzt nennt – wurde zusammen mit dem Ökumenischen Rat für Praktisches Christentum („Life and Work“) zur Vorstufe des Weltkirchenrates, in dem sich 1948 beide Bewegungen zusammenfanden. Heute ist die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung im Ökumenischen Rat als Unter-einheit in die Programmeinheit „Glaube und Zeugnis“ integriert. – Wir nahmen das Jubiläum zum Anlaß für ein Gespräch mit dem Direktor der Kommission, dem bekannten reformierten Schweizer Theologen Lukas Vischer, über einige grundsätzliche Probleme der ökumenischen Bewegung im allgemeinen und des Ökumenischen Rates im besonderen. Gesprächspartner war Hans Georg Koch.

HK: Herr Dr. Vischer, das Jubiläum von „Faith and Order“ dürfte nicht zuletzt auch ein gegebener Anlaß sein, erneut über das Verhältnis von Glaubens- und Bekenntniseinheit zur Kircheneinheit nachzudenken. An dieser Frage sieden und scheiden sich ja in der ökumenischen Bewegung immer wieder die Geister, insofern die einen sagen, die Einheit sei nur durch die Übereinkunft in Glauben und Lehre zu erreichen, während die anderen meinen und meinen, nur die gemeinsame Praxis führe zur Einheit...

Vischer: Es wäre nach meiner Meinung verkehrt, hier von Entweder-Oder zu sprechen. Es ist offenkundig, daß die Einheit auf dem gemeinsamen Glauben an Jesus Christus beruht und dieser gemeinsame Glaube artikuliert werden muß. Es ist aber ebenso offenkundig, daß die Einheit eine

Zeugnis- und Dienstgemeinschaft sein muß, daß sie sich also in praktischen Konsequenzen bewähren muß. Der Gegensatz, den Sie eben beschrieben haben, hat bereits vor 50 Jahren eine gewisse Rolle gespielt. Da war auf der einen Seite die Auffassung, daß die Kirchen den Weg zueinander am ehesten durch die praktische Erfahrung finden würden; es sei darum besser, die Fragen der Lehre zunächst einmal auf sich beruhen zu lassen. Da war auf der anderen Seite die Überzeugung – und sie wurde von den Gründern der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung vertreten –, daß eine solche mehr auf die Praxis ausgerichtete Gemeinschaft auf die Dauer nicht bestehen können; es bedürfe der soliden gemeinsamen Grundlage im Verständnis des Evangeliums. Auf beiden Seiten wurde etwas Richtiges gesehen. Es ist in der Tat eine Illusion, die Einheit auf die Erfahrung der Zusammenarbeit aufzubauen. Sie muß tiefer verwurzelt sein. Es ist aber ebenso eine Illusion, daß eine Übereinkunft, die von Theologen in Kommissionen erarbeitet wird, die Einheit herbeiführe. Es bedarf für die Einheit der gemeinsamen Erfahrung. Die Kirchen müssen anfangen, in der *communio*, die sie in Jesus Christus zusammenhält, zu leben. Lehrgespräche können diese Erfahrung nicht ersetzen und auch nicht herbeiführen. Lehrgespräche sind auf diese Erfahrung vielmehr angewiesen. Denn in dem Augenblick, in dem die Kirchen anfangen, zusammen zu leben, stellen sich viele theologische Fragen in neuem Licht. Lehrgesprächen, die diese Notwendigkeit nicht ernst nehmen, fehlt eine wichtige Dimension. Sie kommen mir vor wie Schwimmstunden außerhalb des Wassers oder wie eine Anleitung zum Skifahren auf dem Trockenen. Es wird von der zu verwirklichenden Gemeinschaft geredet, ohne sie in der Erfahrung zu kennen. Es werden Übereinkünfte erzielt ohne Anschauung der Gemeinschaft, der sie dienen sollen.

„Es ist irreführend, zu sagen, daß die Praxis eine, die Lehre aber trenne“

HK: Ist aber nicht dort, wo die eigene Herkunft ernstgenommen wird, der „Trocken-Skikurs“ der Lehrgespräche die Voraussetzung dafür, daß verschiedene Gemeinschaften den Weg zueinander finden – und auch ausbauen – können?

Vischer: Gewiß, Lehrgespräche sind unbedingt notwendig. Die Kirchen müssen einander kennenlernen. Sie müssen immer wieder von neuem das Gemeinsame formulieren. Die Väter der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung haben dies – wie wir heute mehr denn je feststellen können – völlig richtig gesehen. Es ist irreführend, zu sagen, daß die Praxis eine, die Lehre aber trenne. Wir haben in der ökumenischen Bewegung in den vergangenen Jahren erfahren, daß auch das Umgekehrte zutreffen kann. Das gemeinsame Handeln in der heutigen Gesellschaft kann die Kirchen schweren Belastungsproben aussetzen. Es kann zu Konflikten führen, die nur durch den Rückgriff auf die gemeinsame geistliche und theologische Grundlage bewältigt werden können. Das Kreisen um die Fragen der Lehre ist darum heute auf neue Weise wichtig geworden, ja ich glaube sogar, daß die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung durch die Auseinandersetzung mit den Konflikten von heute eine neue Aufgabe erhalten hat. Es geht nicht mehr allein darum, die Unterschiede der Vergangenheit zu klären, sondern gemeinsam zu artikulieren, wie das Evangelium die Kirchen in den Konflikten von heute zusammenführt und zusammenhält. Die Bekenntniseinheit besteht nicht nur darin, daß wir die Bekenntnisse der Vergangenheit gemeinsam repetieren, sondern daß wir sie in gemeinsamen Akten des Bekennens rezipieren.

HK: Es ist dem Ökumenischen Rat immer wieder vorgehalten worden, er vernachlässige diese Aufgabe des Glaubenszeugnisses. Nun arbeitet die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung an einer großen Studie „Rechenschaft über unserer Hoffnung“. Können Sie den theologischen Ansatz dieses Bekenntnisdokuments skizzieren – beispielsweise im Unterschied zu dem im deutschen Sprachraum auch ökumenisch stark beachteten Grundsatzdokument „Unsere Hoffnung“ der Würzburger Synode?

Vischer: Die Studie „Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist“ ist ein Versuch, zum aktuellen gemeinsamen Bekennen in der ökumenischen Bewegung anzuregen. Die Studie zielt nicht sofort auf ein gemeinsames Bekenntnis. Die Divergenzen zwischen den Kirchen sind heute noch zu groß, als daß dies in Frage käme. Die Studie fordert die Kirchen vielmehr dazu auf, in ihrer Situation Rechenschaft von der Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist. Das Projekt ist aus der Überzeugung entstanden, daß die klassischen Unterschiede zwischen den Kirchen in dem Augenblick zurücktreten, wenn sie das Evangelium in der

heutigen Welt zu bekennen suchen, allerdings auch in der Erwartung, daß sich im aktuellen Bekenntnis neue Spannungen und Konflikte ergeben können. Das Projekt ist also der Versuch, Einheit im Bekennen zu suchen. Die Studie ist in zwei Etappen angelegt. In den ersten Jahren wurde das Gewicht vor allem darauf gelegt, „Rechenschaften“ aus bestimmten Situationen zu erhalten. In der zweiten Etappe wird es darum gehen, zu prüfen, inwiefern diese partikularen Rechenschaften sich zueinander verhalten. Denn es ist klar, daß die einzelnen Zeugnisse sehr verschiedener Art sind, so verschieden, daß man sich eigentlich fragt, ob sie in derselben Kirche ihren Platz haben können. Es ist deshalb wichtig, daß Vertreter der verschiedenen Rechenschaften in Kontakt gebracht werden und in eine konstruktive Auseinandersetzung eintreten. Das Würzburger Dokument ist ein überaus wertvolles Zeugnis. Es nimmt ja ausdrücklich auf die Studie der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung Bezug, und ich bin überzeugt, daß es im Rahmen der Studie Aufmerksamkeit finden wird. Es spiegelt natürlich eine bestimmte Situation wider. Die Frage stellt sich darum, wie es von anderen rezipiert werden kann. Ich fände es wichtig, daß diese Frage von zwei Seiten gestellt wird – einmal von den evangelischen Kirchen Deutschlands, dann aber auch von einer Kirche in einem anderen Kontinent.

HK: Seit Uppsala hat sich der Ökumenische Rat dem Verdacht ausgesetzt, er trete aus der Frustration der ökumenischen und theologischen Kleinarbeit die Flucht nach vorn in den politischen Aktivismus an. War dieser Verdacht so ganz unberechtigt?

Vischer: Ich habe diese Deutung nie teilen, ja sie nicht einmal verstehen können. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat in all diesen Jahren an den theologischen Fragen weitergearbeitet, die sich im Zusammenhang mit der Einheit der Kirchen stellen. Die Frage hat sich gar nie gestellt: „wollen wir im Stil des theologischen Dialogs weiterarbeiten oder wollen wir nun auf ein soziales Engagement ausweichen?“. Es ist immer als selbstverständlich vorausgesetzt worden, daß die theologische Reflexion für das Bemühen um die Einheit von zentraler Bedeutung sei. Die Frage hat sich ganz anders gestellt. Die Konferenz für „Kirche und Gesellschaft“ (1966) und die Vollversammlung von Uppsala (1968) haben deutlich werden lassen, daß eine Neuorientierung erforderlich sei, wenn die Kirche wirklich Zeichen für Christi Gegenwart sein will in der heutigen Gesellschaft. Der Ökumenische Rat der Kirchen stand damals vor der Wahl, ob er sich den neuen, den Kirchen doch gemeinsamen gesellschaftlichen Problemen verschließen oder sie aufgreifen solle. Indem er sie aufgriff, ging er auch das Risiko der Konsequenzen ein, die für das innere Leben der Kirche entstehen sollten, nämlich neue Debatten, Spannungen, sogar Spaltungen. Manche haben diese neue Auseinandersetzung als eine Infragestellung der bereits erreichten Einheit empfunden; sie waren darum der irrtümlichen Meinung, die Bemühung um die Einheit sei aufgegeben worden zugun-

sten des politischen Engagements. In Wirklichkeit ging es einzig darum, die Frage der Einheit im Rahmen des Kontextes von heute zu stellen.

„Ist es nicht im Grunde so, daß die Kirche immer ‚politisiert‘ ist?“

HK: Lag dieses Unbehagen nicht darin begründet, daß es so schien, als gelänge dem Ökumenischen Rat der Kirchen die sachgerechte Verbindung von Glaube und politischer Aktion – ein Problem, vor dem alle Kirchen standen und noch stehen – besonders wenig?

Vischer: Ich will gewiß nicht behaupten, daß die Verbindung von Glauben und politischem Zeugnis dem Ökumenischen Rat der Kirchen in besonders vorbildlicher Weise gelungen wäre. Ich glaube aber auch nicht, daß er sie in besonderer Weise verdunkelt hätte. Lassen Sie mich dazu zwei Bemerkungen machen. Die Probleme, die sich den Kirchen in den sechziger Jahren mit immer größerem Nachdruck stellten, waren neu. Sie waren in der theologischen Ethik noch nicht abgehandelt. Sie waren auch mit den ererbten Kategorien theologisch-ethischen Denkens nicht ohne weiteres zu bewältigen. Die vergangenen zehn Jahre waren darum ein Prozeß intensiver theologischer Reflexion. Der Vorgang war von vielen Unsicherheiten umgeben, und es konnte darum der Eindruck entstehen, als bestehe keine wirkliche Verbindung zwischen der Gemeinschaft mit Christus und dem politischen Handeln. Der Gehorsam geht aber gereifter Reflexion oft voraus. Der Ökumenische Rat der Kirchen hatte mit einer besonderen Schwierigkeit zu kämpfen. Da die Kirchen noch nicht in der Lage sind, gemeinsam vom Glauben an Christus zu sprechen, ist es besonders schwierig, die Verbindung zwischen Glauben und Handeln zum Ausdruck zu bringen. Das Problem liegt aber im Grunde nicht beim Ökumenischen Rat der Kirchen, sondern bei den Kirchen, die die ökumenische theologische Arbeit nicht konsequent genug vorwärtsgetrieben haben. Es ist merkwürdig, daß heute so oft der Vorwurf der „Politisierung“ der Kirche erhoben wird. Ist es nicht im Grunde so, daß die Kirche immer „politisiert“ ist? Mir scheint, daß die Kirchen in den letzten Jahren in dieser Hinsicht von einem Schlummerzustand erwacht sind. Während sie früher politisiert sein konnten, ohne sich dessen bewußt zu sein, müssen sie sich jetzt über die Art ihrer Politisierung Rechenschaft ablegen. Dieses Erwachen bringt manche unerwartete Auseinandersetzungen mit sich.

HK: Ist man in den letzten zehn Jahren mit der Verhältnisbestimmung von Kirche und Politik aber weitergekommen?

Vischer: Ja, ich glaube, daß eine gewisse Klärung erzielt worden ist. Die Diskussion bewegt sich je länger desto weniger in dem Schema bloßer Gegenüberstellungen. Vor zehn Jahren noch wurde auf beiden Seiten zu leicht unter-

schieden zwischen zwei Bereichen – geistlich und politisch. Das politische Engagement der Kirche wurde, wenn nicht im Gegensatz, so doch im Gegenüber zu den geistlichen Aufgaben der Kirche gesehen. Inzwischen ist die unausweichliche Verschränkung der beiden Bereiche sehr viel deutlicher geworden. Gerade diejenigen, die sich zu einem aktiven sozialen und politischen Engagement entschlossen, entdeckten in steigendem Maße, wie sehr sie der geistlichen Grundlage bedurften, um in diesem Engagement durchzuhalten. Die Notwendigkeit der theologischen Begründung wurde ihnen aus der Erfahrung deutlicher. Umgekehrt sehen diejenigen, die das Gewicht auf die geistliche Sendung der Kirche legten, heute deutlicher, daß es keine geistliche Sendung ohne soziale und politische Konsequenzen gibt. Diese gegenseitige Annäherung hat sich auf der Fünften Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi manifestiert. Der Bericht der ersten Sektion „Christus heute bekennen“ hat – m. E. mit Erfolg – den Versuch gemacht, die das ganze Leben umfassende Bedeutung des Evangeliums zu beschreiben und damit voreiligen Polarisierungen den Boden zu entziehen.

HK: Darüber, daß die Kirche grundsätzlich auch gesellschaftliche Verantwortung hat, scheint in der Tat immer mehr Einverständnis erzielt zu werden. Aber der Streit ist sofort da, wenn es um die Form der Wahrnehmung dieser Verantwortung geht. Man braucht nur an den Rassismus als Beispiel zu denken: es dürfte doch zwischen den Kirchen wesentlich eher ein Konsens herzustellen sein über die prinzipielle Ablehnung des Rassismus als über die Angemessenheit der einzelnen Maßnahmen des Antirassismusprogramms...

Vischer: Es ist zunächst einmal wichtig, daß der Konsensus im Prinzip erreicht wird. Das ganze Programm zur Bekämpfung des Rassismus ist m. E. darum möglich geworden, weil die Kirchen in der ökumenischen Bewegung zu einem Konsensus in der Ablehnung des Rassismus gekommen sind und diesen Konsensus auch unmißverständlich formuliert haben. Das Programm konnte sich auf diese Grundlage stützen. Nachdem die Kirchen einmal zum Prinzip ausdrücklich ja gesagt hatten, war es möglich, auch Konsequenzen vorzuschlagen. Das gilt auch für andere Bereiche ethischen Handelns. Es scheint mir z. B. von höchster Wichtigkeit, daß die Kirchen an einem Konsensus über das Verhältnis von Kirche und Staat, über die Bedeutung der Menschenrechte usw. arbeiten. Gemeinsames Handeln wird erst dann möglich. Wie erschwerend ist z. B. das Fehlen des Konsensus über Fragen wie die Empfängnisverhütung, Bevölkerungskontrolle usw. Die zweite Überlegung ist sehr einfach. Was ist ein Prinzip ohne praktische Konsequenzen? Gewiß, die einzelnen Maßnahmen wurden heftig kritisiert, vor allem in den reichen Ländern Westeuropas. Die einzelnen Maßnahmen waren gewissermaßen Zeichen und Hinweise, die den Konsensus im Prinzip konkretisieren wollten. Sie ergaben sich alle aus dem Konsensus, hatten aber einen anderen Charakter als der Konsensus selbst. Sie wollten deutlich machen, daß

niemand dem Prinzip zugestimmt habe, der nicht praktische Konsequenzen daraus ziehe. Wer mit den Maßnahmen nicht einverstanden war, mußte, weil er ja dem Prinzip zugestimmt hatte, zeigen, welche anderen praktischen Konsequenzen er daraus zu ziehen bereit sei.

„Die Christen fürchten sich vor dem Konflikt wie vor dem Feuer“

HK: Aber trotz des Konsensus im Prinzip hat die *Durchführung* des Programmes zur Bekämpfung des Rassismus in verschiedenen Kirchen scharfe Kritik gefunden, die bis zur Erwägung des Rückzugs aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen ging...

Vischer: Die im Ökumenischen Rat der Kirchen erreichte Gemeinschaft ist ohne Zweifel auf die Probe gestellt. Aber ist es nicht immer so, wenn es zu konkreten Konsequenzen kommt und vertraute Handlungsweisen in Frage gestellt werden? Ich glaube aber auch, daß das Programm zur Bekämpfung des Rassismus die Gemeinschaft unter den Kirchen vertieft hat oder genauer eine tiefere Konzeption der Einheit hat Raum gewinnen lassen. Christen sind ja oft der etwas oberflächlichen Meinung, daß Auseinandersetzungen der Einheit widersprechen. Sie werden dadurch in fast fataler Weise zur Einstimmigkeit gezwungen. Sie fürchten sich vor dem Konflikt wie vor dem Feuer und zahlen darum jeden Preis, um als geeinte, feiernde Gemeinschaft in Erscheinung treten zu können. Ist es aber nicht gerade ein Zeichen von Einheit, wenn sich die Kirche auch konfliktgeladenen Problemen stellen kann? Zeigt sich nicht gerade darin, in welchem Maße Christus eine zusammenhaltende Kraft ist? Die Tatsache, daß es zu Spannungen im Ökumenischen Rat gekommen ist, besagt darum noch nichts. Weit wichtiger scheint es mir, daß die Konflikte ausgetragen werden konnten. Und gehört es nicht zum Bemühen um die Einheit der Kirche, daß gelegentlich Grenzen gezogen werden? Der Ökumenische Rat sucht ja nicht die Einheit um jeden Preis, sondern die Einheit im Gehorsam gegenüber Christus. Es kann darum durchaus sein, daß sich auf dem Wege zur Einheit gewisse Kirchen wieder aus der Gemeinschaft zurückziehen.

HK: Die Frage, ob die ökumenische Bewegung fähig ist, Grenzen zu ziehen, hat ja schon einmal eine wichtige Rolle gespielt. Zu einem wichtigen historischen Zeitpunkt stellte sie Dietrich Bonhoeffer mit Nachdruck, als es nämlich darum ging, ob die regimetreuen „Deutschen Christen“ oder die Bekennende Kirche in der ökumenischen Bewegung vertreten sein sollten...

Vischer: Bonhoeffers Mahnung muß die ökumenische Bewegung ständig begleiten. So wie damals gibt es auch heute Grenzen der Gemeinschaft. Der Ökumenische Rat der Kirchen hat zwar noch nie ein Anathema ausgesprochen und wird es wohl auch in Zukunft nicht tun. Stellungnahmen können aber so ausfallen, daß Kirchen sich selbst aus-

schließen. Sie erkennen, daß sie innerhalb des gewonnenen Konsensus keinen Platz mehr haben. Es wäre dann verhängnisvoll, wenn der Versuch gemacht würde, diese Kirchen um jeden Preis zurückzuhalten.

HK: Sie haben die Menschenrechte erwähnt. Der Ökumenische Rat befaßt sich mit der Frage, hat aber bisher noch kein überzeugendes Programm entfaltet. Muß es nicht auf Dauer zum Zusammenbruch der ökumenischen Gemeinschaft führen, wenn der Ökumenische Rat zu einem derart fundamentalen anthropologisch-gesellschaftlichen Datum mit theologisch-kirchlichen Prämissen und Konsequenzen aus letztlich politischen Gründen keine gemeinsame Sprache finden kann?

Vischer: Ich habe bereits erwähnt, wie wichtig ein Konsensus über die Bedeutung der Menschenrechte sei. Ich muß nun hinzufügen, daß bereits seit einigen Jahren intensiv daran gearbeitet wird. Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte wird ja in den verschiedenen Kirchen verschieden interpretiert. Während die einen das Gewicht auf die Rechte des Individuums legen, betonen die anderen in höherem Maße die Rechte der Kollektivität. Je nach der Interpretation werden denn auch verschiedene Kriterien der Beurteilung verwendet. Der Ökumenische Rat hat versucht, die Rechte, die in jeder Gesellschaft *gleichzeitig* verwirklicht werden müssen, unter einigen wenigen Stichworten zusammenzufassen. Diese Zusammenfassung ist der Beginn einer gemeinsamen Sprache. Kritiker des Ökumenischen Rates gehen meistens einfach von ihrer Interpretation der Menschenrechte aus. Ich glaube, daß diese unfruchtbare Auseinandersetzung bald überwunden sein wird. Aber damit sind natürlich die Schwierigkeiten nicht überwunden. So wie beim Programm zur Bekämpfung des Rassismus werden die konkreten Maßnahmen, die aufgrund dieses Konsensus getroffen werden, bei den jeweils betroffenen Kirchen auf Widerstand stoßen.

HK: Die in der ökumenischen Bewegung fortbestehenden oder neu entstandenen Trennungen scheinen neuerdings durch das überlagert zu werden, was seit Nairobi als Wiederentdeckung der spirituellen Erfahrung oder einer ökumenischen Spiritualität begrüßt wird. Glauben Sie, daß dies ein echter Fortschritt auf dem Weg zur sichtbaren Einheit ist?

Vischer: Die Betonung der spirituellen Erfahrung ist nichts Neues. Sie hat die ökumenische Bewegung von allem Anfang gekennzeichnet. Auf der Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung vor 50 Jahren sprachen die Teilnehmer ausdrücklich von ihrer gemeinsamen „geistlichen Erfahrung“. Sie spürten, daß sie von einer gemeinsamen Spiritualität zusammengehalten waren, selbst wenn sie noch nicht in der Lage waren, die Einheit in Lehre und Ordnung zum Ausdruck zu bringen. Es wurde damals und seither immer wieder vorgeschlagen, daß die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung sich mit den Fragen des Gottesdienstes und des geistlichen

Lebens befassen solle, also zu einer Bewegung für Glauben, Kirchenverfassung und Gottesdienst werden solle. Die Gebetswoche für die christliche Einheit ist seit Jahrzehnten die Gelegenheit für Christen verschiedener Traditionen, in eine gemeinsame Spiritualität hineinzuwachsen. Ich würde darum nicht von einer neuen Betonung der geistlichen Erfahrung sprechen. Es handelt sich einzig um eine Phase in der ökumenischen Bewegung. Die Kirchen werden durch die Auseinandersetzung mit den Problemen der heutigen Zeit in ihrer Spiritualität erschüttert. Sie sind alle auf der Suche nach den Gegebenheiten der heutigen Welt und dieses Suchen macht sich auch auf ökumenischen Konferenzen bemerkbar. Die ökumenische Bewegung ist mehr als früher ein „Umschlagplatz“ für Experimente geistlichen Lebens geworden. Die Kirchen erwarten von ihr Anregungen für die eigene Erneuerung. Auch die charismatische Bewegung wäre in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Christen ganz verschiedener Traditionen finden sich hier aufgrund einer gemeinsamen Erfahrung zusammen.

HK: Sieht man aber nicht gerade an der charismatischen Bewegung, daß im spirituellen Aufbruch den spezifisch ökumenischen Fragen, die auf dem Weg zu einem gemeinsamen Zeugnis bewältigt werden müssen, wenig oder gar kein Interesse entgegengebracht wird?

Vischer: Warum gleich auf eine Schranke der Bewegung hinweisen? Sie sind gewiß mit mir einig, daß die gemeinsame Spiritualität für die Einheit der Kirche wesentlich ist. Der Beitrag der charismatischen Bewegung besteht darin, auf Dimensionen geistlicher Erfahrung hinzuweisen, die in den meisten Kirchen verkümmert sind. Sie kann damit die gemeinsame Tradition geistlicher Erfahrung bereichern. Gewiß, die charismatische Bewegung wird nicht in erster Linie die Lehrgespräche weiterbringen. Aber ich habe bereits deutlich zu machen gesucht, daß Lehrgespräche nicht der einzige Weg zur Einheit sind. Wichtig ist, daß die charismatische Bewegung in lebendigem Kontakt mit den Kirchen bleibt. Verhalten sich die Kirchen zu skeptisch, könnten diese neuen Gruppen in den Separatismus abgedrängt werden.

„Wir sind nicht nur durch die konfessionellen Traditionen, sondern auch durch die Kontexte voneinander getrennt“

HK: Neben der „neuen Spiritualität“ wird bereits seit längerem die „Kontextualisierung“ als Schlüsselwort in ökumenischen Diskussionen gebraucht. Sieht man dabei genügend, daß durch die Betonung des Kontextes neue Trennungen entstehen können und die Identität der christlichen Botschaft durch regionale Interpretationen überfremdet werden kann?

Vischer: Kontextualisierung ist rasch zu einem Schlagwort geworden. Was ist im Grunde damit gemeint? Ganz einfach: die dem jeweiligen Kontext entsprechende Verkün-

digung des Evangeliums. Ich habe bereits von der Studie „Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist“ (vgl. 1 Petr 3,15) gesprochen. Die Studie sucht den Kontext ernst zu nehmen. Der Titel bringt beides – Einheit des Evangeliums und Vielfalt der Kontexte – zum Ausdruck. Er spricht von *der* Hoffnung. Es kann nur *eine* Hoffnung geben. Der Verfasser des Petrusbriefes sieht sie in Jesus Christus. Diese Hoffnung wird nun aber näher beschrieben als Hoffnung, die *in uns* ist, nicht *unsere* Hoffnung, sondern *die* Hoffnung, so wie sie *in uns* ist, d. h. die Hoffnung in einem jeweiligen Kontext. Es gibt keine allgemeine Antwort über *die* Hoffnung, sondern nur eine kontextuelle Rechenschaft über die *eine* Hoffnung. Die Problematik, der wir uns in der ökumenischen Bewegung gegenübersehen, ist damit angedeutet. Wir sind nicht nur durch die konfessionellen Traditionen, sondern auch durch die Kontexte voneinander getrennt. Da ist die Theologie der Befreiung aus dem lateinamerikanischen Kontext, die „schwarze Theologie“ der schwarzen Minorität der USA, da finden wir in mancherlei Abwandlungen afrikanische, asiatische Theologie.

HK: Wie kann aber in der Vielfalt dieser verschiedenen Ausprägungen die Gemeinschaft in der einen Hoffnung sichtbar werden?

Vischer: Das ist in der Tat eine für die Zukunft der Kirche entscheidende Frage. Manche versuchen die Lösung dadurch zu finden, daß sie den gemeinsamen Grund betonen und die Verschiedenheiten der Ausprägungen minimisieren. Andere helfen sich mit einer Art „laissez faire“-Prinzip. Jeder Kontext müsse seine Form der Verkündigung finden und alle müssen nebeneinander bestehen können. Beide Auskünfte scheinen mir unzureichend. Die eine nimmt den kontextuellen Antworten das, was ihre Spezifität ausmacht. Die andere läßt die Einheit in Christus in Kontexte auseinanderfallen. Die Zukunft der ökumenischen Bewegung scheint mir vielmehr in der „Interkontextualität“, d. h. in der Begegnung und Auseinandersetzung der Kontexte zu liegen. Die Kirchen verschiedener Regionen müssen zueinander in Beziehung treten. Sie müssen in der Verständigung so weit kommen, daß die eine der anderen zugestehen kann: du bezeugst in deiner Situation wirklich das eine Evangelium. Die Kirchen Europas müssen sich die Frage stellen, welche Bedeutung die Verkündigung in Lateinamerika und Afrika für ihr Zeugnis hat. Das gleiche gilt umgekehrt.

HK: Kommt nicht den europäischen Kirchen und ihrer Theologie insofern weltweit eine besondere Verantwortung zu, als die großen gegenwärtigen Menschheitsprobleme nicht ohne den Einfluß des westlichen Christentums und seiner diversen Säkularisierungsformen verstehbar sind?

Vischer: Lassen Sie mich zunächst betonen, daß auch Europa nicht mehr als *ein* Kontext ist. Es ist für die europäischen Kirchen besonders schwierig, diese Tatsache anzuerkennen. Sie sind es gewohnt, die Tagesordnung für die

gesamte Kirche zu bestimmen. Sie müssen zunächst lernen, nicht mehr sein zu wollen als eben europäische Kirchen und von der einen Hoffnung relevant für diesen Kontext zu sprechen. Es ist darum sicher besser, nicht zu rasch von einer besonderen weltweiten Verantwortung der europäischen Kirchen zu sprechen. Sie könnten sich sonst leicht wieder eine Rolle anmaßen, die ihnen in einer partnerschaftlich verstandenen universalen Gemeinschaft nicht zukommen kann. Die europäischen Kirchen müssen zunächst einmal den Fragen standhalten, die die Kirchen anderer Kontinente ihnen stellen. Es ist aber natürlich richtig, daß die europäischen Kirchen im Blick auf die universale Gemeinschaft einen besonderen Beitrag zu leisten haben. Sie können anderen Kirchen dabei helfen, die Wurzeln ihrer gegenwärtigen Probleme zu entdecken. Sie können Einseitigkeiten überwinden, die sich durch ihren Einfluß ergeben haben usw.

HK: Offensichtlich besteht ein Zusammenhang zwischen der Kontextualisierung und dem seit Jahren von Faith and Order entwickelten Prinzip der Konziliarität. Was sind die wesentlichen Elemente dieser Konziliaritätsvorstellung?

Vischer: Zunächst: in den Diskussionen von Glauben und Kirchenverfassung ist in der Regel nicht von Konziliarität die Rede. Wir ziehen den konkreteren Ausdruck „konziliare Gemeinschaft“ vor. Was ist damit gemeint? Konziliare Gemeinschaft ist eine Gemeinschaft, die zugleich in Christus verwurzelt und für die Auseinandersetzung mit der heutigen Welt offen ist, eine Gemeinschaft, die aus dem schöpft, was der Kirche in der Tradition vorgegeben ist, und die doch fähig ist, den nächsten Schritt in die Zukunft zu tun. Es ist wohl kennzeichnend, daß die Arbeiten über diese Sache mit einer Studie über die Konzilien der Alten Kirche begannen. Die Kirche ist von jeher eine „konziliare Gemeinschaft“ gewesen. Sie ist von Anfang an immer wieder dazu gedrängt worden, repräsentative Versammlungen abzuhalten, um mit den Fragen, die sich ihr bedrängend stellten, fertig zu werden und die Kirche in der Einheit zu erhalten. Die Kette dieser Versammlungen hat in gewissem Sinne begonnen mit der Versammlung der Apostel in Jerusalem. Aber auch die regionalen Konzile der ersten Jahrhunderte, die ökumenischen Konzile, die päpstlichen Konzile usw. gehören dazu. Konzile setzen „konziliare Gemeinschaft“ voraus. Wenn wir von den Konzilien sprechen, denken wir in der Regel an die Versammlungen, die eine abschließende Entscheidung fällten. Es muß aber im Auge behalten werden, daß diesen Versammlungen lange Auseinandersetzungen vorausgingen. Das Konzil war der vorläufige Schlußpunkt eines konziliaren Vorganges. Die Kirchen heute sind in ihrer konziliaren Praxis getrennt. Die ökumenische Bewegung könnte verstanden werden als der Versuch, die konziliare Praxis der ersten Jahrhunderte gemeinsam zu erneuern. Jede Kirche muß sich im Blick auf dieses Ziel überprüfen.

HK: Nach der Formulierung der Vollversammlung von Nairobi besteht die konziliare Gemeinschaft aus Ortskir-

chen, „die ihrerseits tatsächlich vereinigt sind“. Wird durch diese Betonung der Ortskirchen nicht die Loyalität unterschätzt, die jede Ortskirche ihrer jeweiligen konfessionellen Weltkirche schuldet?

Vischer: Die Frage nach der Einheit muß mit der Aufgabe des Zeugnisses zusammengesehen werden. Das Zeugnis von der Versöhnung Christi muß vor allem da abgelegt werden, wo Christen zusammen leben. Die Trennung wird da in erster Linie als Ärgernis sichtbar. Was heißt eigentlich Ortskirche? Die verschiedenen konfessionellen Traditionen brauchen das Wort in verschiedener Bedeutung, und es ist darum nicht einfach, sich auf einen Sprachgebrauch zu einigen. Die Vollversammlung dachte nicht an eine bestimmte organisatorische Untereinheit, sondern an einen bestimmten Kontext menschlichen Zusammenlebens. Sie wollte sagen, daß die Christen eines bestimmten Ortes gegenüber den Menschen, die mit ihnen an diesem Orte leben, eine gemeinsame Verantwortung haben. Wenn sie getrennt bleiben, versagen sie in diesem missionarischen Auftrag. Wie sieht es aber heute aus? Statt sich gemeinsam der gemeinsamen Aufgabe zuzuwenden, repräsentieren die verschiedenen christlichen Gruppen „loyal“ die verschiedenen Weltfamilien, denen sie angehören. Das Zeugnis wird dadurch verfälscht. Die Ortskirche ist nicht mehr in erster Linie Gottes Zeuge an diesem Ort, sondern der Vertreter dieser oder jener Weltfamilie. Das heißt nicht, daß es keinerlei Loyalität gegenüber der eigenen konfessionellen Tradition geben darf. Sie wird aber durch die Verantwortung gegenüber dem Ort, an den die Kirche gestellt ist, eingeschränkt. Das Bemühen um die Einheit muß darum ständig danach trachten, den Kirchen an „jedem Ort“ größere Gemeinschaft zu ermöglichen.

HK: Das bedeutet aber doch nicht, daß man die eine ökumenische Bewegung in viele lokale ökumenische Bewegungen zerstückeln müßte ...

Vischer: Keineswegs. Es bedeutet aber, daß die ökumenischen Bemühungen auf der nationalen, der regionalen und auch der internationalen Ebene auf die Ortskirche ausgerichtet sein müssen. Lassen Sie mich aber auch die andere Seite betonen. Wenn in der Vergangenheit die römisch-katholische Kirche die Neigung hatte, die universale Einheit zu betonen, haben die evangelischen Kirchen die Bedeutung umgreifender Einheit unterschätzt. Die Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen brachte für viele Kirchen erst die Möglichkeit, universale Verantwortung wahrzunehmen. Die Entwicklung der letzten Jahre hat immer mehr Aufgaben sichtbar werden lassen, die nur auf der universalen Ebene bewältigt werden können. Es ist darum um des Zeugnisses der Kirche willen wichtig, daß Einheit auf allen Ebenen verwirklicht wird. Die Ortskirche ist für ihr Zeugnis auf die umgreifende Einheit der gesamten Kirche angewiesen. Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von zum großen Teil nationalen Kirchen, von denen viele kein starkes Bewußtsein von der Universalität der Kirche haben. Das ist anders ge-

worden durch den Eintritt der römisch-katholischen Kirche in die ökumenische Bewegung. Mit einem Male haben die verschiedenen konfessionellen Weltfamilien angefangen, bilaterale Gespräche mit der katholischen Kirche aufzunehmen. Wir sehen nun, daß es nicht nur darum geht, einfach Einheit im allgemeinen zu verwirklichen, sondern daß wir die Form der Einheit finden müssen, die jeder Ebene des kirchlichen Lebens entspricht.

„Lokale und universale Einheit dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden“

HK: Ist diese Erfahrung in das Modell der konziliaren Gemeinschaft integriert?

Vischer: Die Vision der „konziliaren Gemeinschaft“ hat den Vorteil, die verschiedenen Ebenen der Einheit miteinander zu verbinden. Es ist offenkundig, daß die konziliare Gemeinschaft auf jeder Ebene eins sein muß. Ein Konzil kann nur unter dieser Voraussetzung zustande kommen. Und gilt dies nicht auch für die ökumenische Bewegung? Sie könnte als präkonziliare Gemeinschaft bezeichnet werden, in der und durch die das Abhalten eines Konzils möglich gemacht werden soll. Das Bemühen um die Einheit muß darum auf allen Ebenen zugleich stattfinden. Lokale Kontakte, nationale, regionale und internationale Gespräche müssen in ein konstruktives Verhältnis zueinander treten. Lokale und universale Einheit dürfen jedenfalls nicht gegeneinander ausgespielt werden. Oft gebärden sich aber Förderer weltweiter bilateraler Gespräche als Gegner lokaler Experimente und umgekehrt. Als ob nicht beide einander dringend nötig hätten!

HK: Zumal man ja bedenken muß, daß der Ort des Zeugnisses der Christenheit immer mehr *auch* die ganze Welt ist, die immer stärker zusammenwächst und deren Probleme immer stärker planetarisches Ausmaß annehmen ...

Vischer: Ganz sicher.

HK: Der Konzilsgedanke hat – Sie haben es selbst angedeutet – eine große und recht genau definierte Tradition in der römisch-katholischen und orthodoxen Ekklesiologie. Gibt es hinreichende Konvergenzen zwischen dem überlieferten Verständnis dieser Kirchen und demjenigen des Ökumenischen Rates?

Vischer: Kann man überhaupt das Verständnis bestimmter Kirchen und das Verständnis des Ökumenischen Rates auf dieselbe Ebene stellen? Jede Kirche hat ihr eigenes Verständnis von der Einheit der Kirche. Die ökumenische Bewegung konnte darum nicht damit beginnen, ein bestimmtes Verständnis der Einheit zu entfalten. Die gemeinsame Konzeption der Einheit mußte sich aus dem Dialog der Kirchen ergeben. Der Begriff der „konziliaren Gemeinschaft“ ist im theologischen Gespräch zwischen

den Kirchen allmählich entwickelt worden. Römisch-katholische und orthodoxe Theologen waren an diesem Gespräch beteiligt. Sie konnten alle von ihren Voraussetzungen her diese Vorstellung bejahen. Es ist allerdings klar, daß manche Fragen nach wie vor offen sind und erst beantwortet werden können, wenn andere Probleme einer Lösung näher gebracht worden sind. Ich denke z. B. an die Autorität der alten Konzilien, an die Rolle des päpstlichen Amtes, an die Art und Weise der Repräsentation. Die Vorstellung ist vorläufig nicht mehr als ein allgemeiner Rahmen, in dem die noch ungelösten Probleme angepackt werden können. Unterschätzen wir aber nicht die Bedeutung eines solchen Rahmens! Es ist schon viel, wenn sich die Kirchen über die allgemeinen Umriss des Zieles einig sind. Es ist noch mehr, wenn sie sich als „präkonziliare Gemeinschaft“ verstehen und sich gemeinsam zur Erreichung jenes allgemeinen Ziels verpflichtet wissen. Ihre ökumenischen Bemühungen können dann sehr viel konkreter aufeinander abgestimmt werden.

HK: Der Blick auf die katholische und orthodoxe Konzilspraxis zeigt, daß das Thema Konzil unmittelbar mit verbindlichem Lehren zu tun hat. Inwiefern ist die Ökumene durch die Divergenz zwischen erarbeiteten Ergebnissen und deren mangelnder Verbindlichkeit für die Praxis der Kirchen belastet?

Vischer: Nicht nur im Ökumenischen Rat, sondern in der ökumenischen Bewegung überhaupt besteht die Schwierigkeit, wie erzielte Ergebnisse rezipiert werden und in die Praxis der Kirchen eingehen können, ja man muß wohl sagen, daß das verbindliche Lehren in allen Kirchen, auch unabhängig von der ökumenischen Bewegung, durch eine gewisse Krise geht. Das Verständnis der Autorität, das manche Kirchen kennzeichnete, hat sich gewandelt. Die Frage stellt sich darum, ob eigentlich das, was als verbindlich bezeichnet wird, in der Praxis wirklich so verbindlich ist, wie es nach der überlieferten Lehre der Kirche sein müßte. Die Frage nach dem verbindlichen Lehren wird allein schon durch diese Krise aufgeworfen. Sie haben aber vollkommen recht: die Vorstellung der konziliaren Gemeinschaft führt fast unausweichlich zur Frage nach dem verbindlichen Lehren. Denn ein Konzil sucht das Evangelium verbindlich auszulegen. Es ist mehr als ein Kongreß. Wenn es darum je zu einer konziliaren Gemeinschaft kommen soll, muß es auch zu verbindlichem Lehren kommen. So utopisch und unrealistisch es klingen mag, es muß doch die Frage gestellt werden, wie die Kirchen über ihr gegenwärtiges getrenntes Lehren zu ökumenischem Lehren vorstoßen können, vermutlich ein ganz anders geartetes Lehren als es in irgendeiner der heutigen Kirchen geübt wird. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat vor kurzem eine Studie über die Fragen in Gang gebracht, die sich in diesem Zusammenhang stellen.

HK: Damit hat die Kommission ein Thema aufgegriffen, das in ganz besonderem Ausmaß den Ökumenischen Rat selbst betrifft. Er hat ja ständig mit der Schwierigkeit zu

kämpfen, daß seine Bemühungen die Mitgliedskirchen letztlich zu nichts verpflichten ...

Vischer: Es ist offenkundig, daß der Ökumenische Rat keine Autorität über die Kirchen ausübt, auch nicht auszuüben wünscht. Er ist nichts anderes als ein Werkzeug, das den Kirchen auf ihrem Weg auf die Einheit behilflich sein soll. Jede Kirche ist frei, Ergebnisse der Arbeit des Ökumenischen Rates aufzugreifen, unbeachtet zu lassen oder zu verwerten. Die Frage stellt sich allerdings, ob dieser Umgang miteinander den Kirchen auf die Dauer genügen kann. Die Methode der Arbeit könnte „seminal“ genannt werden. Die Ergebnisse werden wie Saat ausgestreut, und es wird einfach abgewartet, ob und wie sie aufgeht. Wenn es den Kirchen mit ihrem Bemühen um die Einheit ernst ist, müssen sie sich wohl zu einem verpflichtenden Stil der Arbeit entschließen. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat im Laufe der letzten zehn Jahre an einem Text über Taufe, Abendmahl und Amt gearbeitet. Die Vollversammlung hat ihn allen Mitgliedskirchen mit der Aufforderung zugestellt, bis zum 31. Dezember 1976 dazu Stellung zu nehmen. Sie hat dabei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Kirchen nicht nur darüber Auskunft geben sollten, inwiefern dieser Text mit der Lehre der eigenen Kirche übereinstimme, sondern welche Schritte sie im Blick auf die Einheit zu unternehmen bereit sei. Diese ausdrückliche Befragung wird es den Kirchen erlauben, ihre eigene Antwort in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Bis jetzt haben etwa 80 Mitgliedskirchen geantwortet. Unmittelbar im Anschluß an die Feier zum Gedenken der Ersten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung wird in Lausanne eine Gruppe von Theologen zusammentreten, um die Antworten der Kirchen auszuwerten. Dieser Vorgang ist vielleicht ein Beispiel dafür, in welcher Weise der Stil der ökumenischen Arbeit sich über den bisherigen ganz unverbindlichen Stil hinaus entwickeln könnte.

„Es ist kaum damit zu rechnen, daß weitere Fortschritte durch noch ausgeklügelte Formulierungen erreicht werden“

HK: Welche Probleme zeichnen sich in den Reaktionen der Kirchen inhaltlich als die neuralgischen Punkte ab?

Vischer: Die Antworten sind sehr vielfältig, und die Auswertung ist noch nicht sehr weit gediehen. Aber es läßt sich doch schon einiges sagen. Die meisten Kirchen äußern sich zu den Texten über die Taufe und das Abendmahl positiv, obwohl es natürlich auch hier nicht an kritischen Stimmen fehlt. Einzelne Kirchen vertreten sogar die Meinung, daß diese Entwürfe zu einem eigentlichen Konsensus weiterentwickelt werden könnten. Die Reaktion auf den Bericht über das Amt ist sehr viel zurückhaltender. Die Übereinstimmung in diesem Bereich liegt offenkundig noch in größerer Ferne. Eine zweite Beobachtung: Die

Kirchen gehen kaum auf die von der Vollversammlung gestellte Frage ein. Sie fassen ihre Position zusammen, geben aber kaum darüber Auskunft, in welcher Weise sie zur Einheit beizutragen bereit sind. Weitere Anstrengungen werden sich darauf richten müssen, Antworten auf diese zweite Frage zu erhalten. Denn es ist kaum damit zu rechnen, daß weitere Fortschritte auf die Einheit hin durch noch ausgeklügelte Formulierungen erreicht werden können. Es muß vielmehr zu Änderungen und Entwicklungen in der Lehre und der Praxis der Kirchen kommen.

HK: Lassen die Antworten der Kirchen erkennen, ob eine solche Intensivierung des ökumenischen Gesprächs möglich ist?

Vischer: Es kann kein Zweifel sein, daß die Anfrage der Vollversammlung manche Kirchen in eine gewisse Verlegenheit gesetzt hat. Wie sollten sie auf eine derartige gezielte Frage antworten? Sie wissen zwar, wie sie mit ihren eigenen Angelegenheiten umzugehen haben. Sie haben aber keine erprobte Methode, um auf einen in der ökumenischen Bewegung erarbeitenden Text zu antworten. Ich glaube darum nicht, daß eine Intensivierung des ökumenischen Gesprächs möglich ist, bevor die Frage nach dem verbindlichen Lehren eine gewisse Klärung erfahren hat. Die Antworten der Kirchen unterscheiden sich nicht nur ihrem Inhalt nach. Sie haben auch für die Kirchen verschiedene Bedeutung. Während einzelne Kirchen die Texte den höchsten Organen vorgelegt und einen repräsentativen Beschluß herbeigeführt haben, sind sie in anderen einer Kommission übergeben worden mit der Aufforderung, eine Antwort nicht nur zu entwerfen, sondern ohne weitere Begutachtung durch die Kirche dem Ökumenischen Rat zuzustellen. Es ist also offenkundig, daß die Antworten in ihrem Gewicht nicht vergleichbar sind. Wie kann es zu vergleichbaren Reaktionen kommen? Ich sehe die Antwort auf diese Fragen noch nicht. Ich glaube aber, daß die ökumenische Bewegung dennoch an der Schwelle zu einer neuen Etappe steht. Die Beziehungen zwischen den Kirchen sind so eng geworden, daß die Kirchen den Weg zu einem verpflichtenderen Stil des Umgangs miteinander finden *müssen*.

HK: Müssen nicht, wenn es um Entscheidungen und neue Praxis geht, die konfessionellen Weltfamilien stärker in den Vordergrund treten?

Vischer: Kein Zweifel, wenn es um Fragen der Lehre und der kirchlichen Ordnung geht, müssen die Kirchen derselben Tradition aufeinander Rücksicht nehmen. Einzelne Antworten auf das Dokument der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung lassen dies deutlich erkennen. Einige Kirchen weisen darauf hin, daß sie eine wirklich gültige Antwort nur gemeinsam mit den Kirchen derselben Tradition zu geben in der Lage seien. Die Rücksicht auf die Schwesterkirchen kann allerdings auch etwas Lähmendes haben. Sie kann bedeuten, daß die Erneuerung der Tradition durch die „konservativste“ der Schwesterkir-

chen bestimmt wird. Es ist oft für eine Tradition notwendig, daß eine Kirche eine Initiative ergreift und die Führung *via facti* übernimmt. Der Umstand, daß der Ökumenische Rat der Kirchen nicht als Familie von konfessionellen Familien, sondern als Gemeinschaft von autonomen Kirchen aufgebaut wurde, hat sich als positiv erwiesen. Manche ökumenische Initiativen konnten auf diese Weise ergriffen werden, zu denen konfessionelle Familien kaum imstande gewesen wären. Ich würde darum Ihre Frage sowohl mit Ja als auch mit Nein beantworten. Ich glaube einerseits, daß die ökumenische Diskussion und Entscheidung innerhalb der konfessionellen Familien gefördert werden muß; ich glaube aber zugleich, daß die freie Initiative der einzelnen Kirchen erhalten bleiben sollte.

HK: Gegenwärtig ist ja nicht zu übersehen, daß wichtige Konsense, wenn überhaupt, bilateral zwischen den Konfessionen zustande kommen. Man braucht nur etwa an das anglikanisch-katholische Dokument über die Autorität zu denken ...

Vischer: Das ist zwar richtig, macht aber die Arbeit am multilateralen Konsensus nicht weniger wichtig. Die konfessionellen Familien haben in bilateralen Gesprächen eine Reihe von Übereinstimmungen erzielt. Ihre Bedeutung ist erheblich. Manche konkrete Fragen sind dadurch geklärt worden. Man muß aber nüchtern sehen, daß sich auch für die bilateralen Gespräche das Problem der Rezeption stellt. Das einzige bilaterale Gespräch, das bisher zu einer Rezeption in aller Form geführt hat, ist die Leuenberger Konkordie zwischen den lutherischen und reformierten Kirchen Europas. Alle anderen Ergebnisse bilateraler Gespräche warten noch auf die Rezeption. Und liegt nicht eine wesentliche Schwierigkeit darin, daß die bilateralen Gespräche immer partiell bleiben? Es sind nie mehr als zwei Partner daran beteiligt. Die beiden Partner sind aber in mehreren Gesprächen zugleich engagiert. Jede Übereinkunft mit einem Partner wirkt sich sofort auch auf die Beziehung zu den übrigen Partnern aus. Die Rezeption kann darum erst dann wirklich beginnen, wenn es zu einem „Gespräch zwischen den Gesprächen“ kommt, das heißt, wenn eine Beziehung zwischen den verschiedenen bilateralen Gesprächen entsteht. Deshalb denken die konfessionellen Familien heute daran, im Rahmen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung ein Forum zum Austausch über die bilateralen Gespräche zu schaffen. Die Ergebnisse der bilateralen Gespräche müssen für die gesamte ökumenische Bewegung fruchtbar gemacht werden.

„Um wirklich mit den anderen Kirchen gemeinsam auf die Einheit hinzuarbeiten, müßte die katholische Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates sein“

HK: Es ist dem Ökumenischen Rat insbesondere von orthodoxer Seite vorgeworfen worden, daß er zu wenig kon-

fessionelles Profil toleriert. Es wird gesagt, er sei im Grunde ein protestantisches Gremium. Wäre es nicht gerade wichtig, die Konfessionen so, wie sie sind, hereinzulassen in die Ökumene, damit sie sich in der Begegnung öffnen und sich bereichern können, ohne daß vorher etwas nivelliert werden müßte?

Vischer: Es ist schwierig, auf eine Frage zu antworten, die sich auf ein Vorurteil bezieht. Was ist der Ökumenische Rat anderes als eine Gemeinschaft von verschiedenen konfessionell geprägten Kirchen? Der Ökumenische Rat der Kirchen will gar nichts anderes sein als ein Ort der Begegnung und der Zusammenarbeit. Jede Kirche bleibt frei in ihren Entscheidungen. Es ist eine Tatsache, daß manche Kirchen sich intensiver am Leben des Ökumenischen Rates beteiligen als andere. Kirchen, die das Empfinden haben, nicht genügend zur Geltung zu kommen, können die Lage leicht verändern. Römisch-katholische Beobachter reden oft davon, daß der Ökumenische Rat zu protestantisch sei; sie zitieren für diesen Vorwurf gerne orthodoxe Stimmen. Ich erinnere mich an die Äußerung eines bedeutenden orthodoxen Theologen; er meinte: die römisch-katholische Kirche könnte die Situation leicht dadurch verändern, daß sie dem Ökumenischen Rat beitrete. Warum tut sie es nicht? Sie ist aufgrund der Basis des Ökumenischen Rates jederzeit willkommen. Ich bin mir dessen bewußt, daß es der ständigen Wachsamkeit bedarf, damit nicht eine bestimmte Tradition oder ein bestimmter Stil im Zusammenwirken der Kirchen die Oberhand gewinnt. Der Ökumenische Rat ist aber so aufgebaut, daß die Gefahr vermieden werden kann.

HK: Bei der letzten Zentralaussschußtagung hat Generalsekretär Philip Potter erklärt, es sei eine Ironie, daß die römisch-katholische Kirche als Nichtmitgliedskirche mehr und bessere Beziehungen zum Ökumenischen Rat habe wie viele Mitgliedskirchen. Aus Rom kann man immer wieder hören, die Beziehungen zu Genf müßten verbessert und intensiviert werden. An einen von ihnen offensichtlich nach wie vor gewünschten Beitritt ist aber gegenwärtig nicht gedacht. Ist für Sie die gegenwärtige Form der Zusammenarbeit zufriedenstellend? In welche Richtung sollte sie sich entwickeln?

Vischer: Messen wir an der Vergangenheit, ist der erzielte Fortschritt enorm. Denken wir z. B. an die Erste Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Lausanne. Die römisch-katholische Kirche nahm damals nicht nur nicht teil, sondern der Heilige Stuhl erließ die berühmte Enzyklika „*Mortalium animos*“, in der die Beteiligung an der ökumenischen Bewegung für unmöglich erklärt wurde. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, daß römisch-katholische Theologen als volle Mitglieder an den Arbeiten der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung teilnehmen und daß die Kommission Themen behandelt, die durch die Tradition der römisch-katholischen Kirche aufgeworfen werden. Messen wir aber an den Aufgaben, die sich im Blick auf die Zukunft stellen, ist die Lage

nicht befriedigend. Um wirklich mit den anderen Kirchen gemeinsam auf die Einheit hin zu arbeiten, müßte die römisch-katholische Kirche Mitglied des Ökumenischen Rates sein. Sie müßte sich in die vorläufige Gemeinschaft der ökumenischen Bewegung mit einschließen. Sie müßte mit den anderen Kirchen im Maße des Möglichen gemeinsames Zeugnis ablegen. Ist es nicht ein Schade, daß die römisch-katholische Kirche und der Ökumenische Rat für das Auge des Außenstehenden, obwohl sie nicht vergleichbar sind, als vergleichbare Größen nebeneinander stehen? Der Beitritt steht im Augenblick nicht zur Diskussion. Es ist heute nicht die Zeit großer Entscheidungen und Veränderungen. Es ist vielmehr die Zeit, in der neue Ent-

scheidungen erst reifen müssen. Das Dekret über den Ökumenismus hat der römisch-katholischen Kirche die Teilnahme an der ökumenischen Bewegung eröffnet. Der dadurch freigelegte Raum ist rasch – über Erwarten rasch – ausgefüllt worden. Es bedarf jetzt wohl einer gewissen Zeit, bis neue Initiativen möglich werden. Die Bereitschaft dafür muß wachsen. Ich habe den Eindruck, daß sie sich aus der Erfahrung auf der lokalen Ebene ergeben muß. Es ist darum jetzt die Zeit, die ökumenischen Kontakte auf der lokalen Ebene zu fördern. Je weiter sie fortschreiten, desto wahrscheinlicher werden auch neue Konsequenzen auf den internationalen Ebenen gezogen werden können.

Themen und Meinungen im Blickpunkt

Die neuen „Jugendreligionen“

Ein beunruhigendes Zeichen der Zeit

Seit Jahr und Tag machen unter dem Stichwort „Jugendreligionen“ neue religiöse Bewegungen meist östlicher Herkunft, die hauptsächlich unter Jugendlichen wachsen, Schlagzeilen. Hans-Diether Reimer von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen untersucht die wichtigsten Gruppen und prüft Ursachen, die die Jugendlichen für eskapistische und zugleich unheimlich totalitär nach Führerprinzip verfaßte Gemeinschaften empfänglich machen. Ein Bericht über die Reaktion in den Kirchen auf die neuen religiösen Gruppierungen – in der evangelischen Kirche scheint man sich schon längere Zeit intensiv damit zu beschäftigen, in der katholischen Kirche ist die Aufmerksamkeit nach Diözesen sehr unterschiedlich: nur die Erzdiözese München beschäftigt seit einiger Zeit einen Laientheologen hauptamtlich mit diesen Fragen – wird in einem späteren Heft folgen.

Der Begriff „neue Jugendreligionen“ scheint von dem evangelischen Pfarrer F. W. Haack, München, zu stammen, der die neuen Erscheinungen mit diesem Wort zusammengefaßt und seit 1974 einer breiten Öffentlichkeit bewußtgemacht hat. Die zahlenmäßig erfaßbare Mitgliedschaft in diesen Gruppen ist zwar vergleichsweise gering: insgesamt ein paar Tausend in der Bundesrepublik. Aber durch ihre aktive Werbetätigkeit, vor allem in den Fußgängerzonen unserer Städte, treten sie stark in unser Blickfeld, und die ungewohnten, oft extremen Formen ihres Glaubens und religiös-ethischen Verhaltens, die uns durch eine nicht abreißende Folge von Schilderungen

menschlicher Tragödien im Bannkreis dieser Jugendreligionen bewußt wurden, lassen aufhorchen, ja erschrecken.

Von welchen Gruppen ist die Rede?

Zunächst sei die 1954 in Korea gegründete „Mun-Sekte“ genannt, die mit dem seriös-verfänglichen Namen „Gesellschaft zur Vereinigung des Weltchristentums“ seit dreizehn Jahren auch in der Bundesrepublik vertreten ist. Seit 1975 heißt sie „Vereinigungskirche“. Ihr Sitz ist Frankfurt.

Es handelt sich um die Gefolgschaft eines neuen Welterlösers und „Messias“: *San Myung Mun* (57), der im Jahr 1960 in Seoul eine Hochzeit mit apokalyptisch-heilsgeschichtlicher Bedeutung gefeiert hat. Damit will er das erreicht haben, was Jesus Christus nicht gelungen ist: er hat die von Gott bezweckte, aber durch den Sündenfall vereitelte vollkommene Ehe und Familie begründet. Sie ist die Urzelle der neuen Weltfamilie, der seine Anhänger eingefügt werden. Darüber hinaus verspricht Mun, unsere zerrissene Erde in religiöser, kultureller und politischer Hinsicht zu vereinen (mit Korea als Mittelpunkt!). Zu diesem Zweck ruft er zunächst einmal zum *Kampf gegen den Kommunismus* auf; denn der Kommunismus, dessen totalitäre Herrschaft er in Nordkorea am eigenen Leibe verspürt hat, ist nach Mun keineswegs nur ein politischer Machtblock oder eine atheistische Ideologie: er ist das eigentliche Bollwerk Satans. Wenn die jungen Leute den